

Familienblätter. Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 15. Posen, den 12. April. 1896.

Städtebilder aus der Provinz Posen.

Zirke in Wort und Bild.

Von R.

(Nachdruck des Textes und Vervielfältigung der Illustrationen verboten.)

Die Stadt Zirke — polnisch Sierakowo — ist heute ein sauberes anheimelndes Landstädtchen, das mit seinen reinlichen Häusern und den breiten, mit verschiedenartigen Bäumen bepflanzten Straßen einen äußerst friedlichen Eindruck macht. Es ist jedenfalls, wie die große Mehrzahl der polnischen Städte, durch Einwanderung deutscher Ansiedler entstanden. Man nimmt an, seine Entstehung schreibe sich aus dem 13. Jahrhundert her.



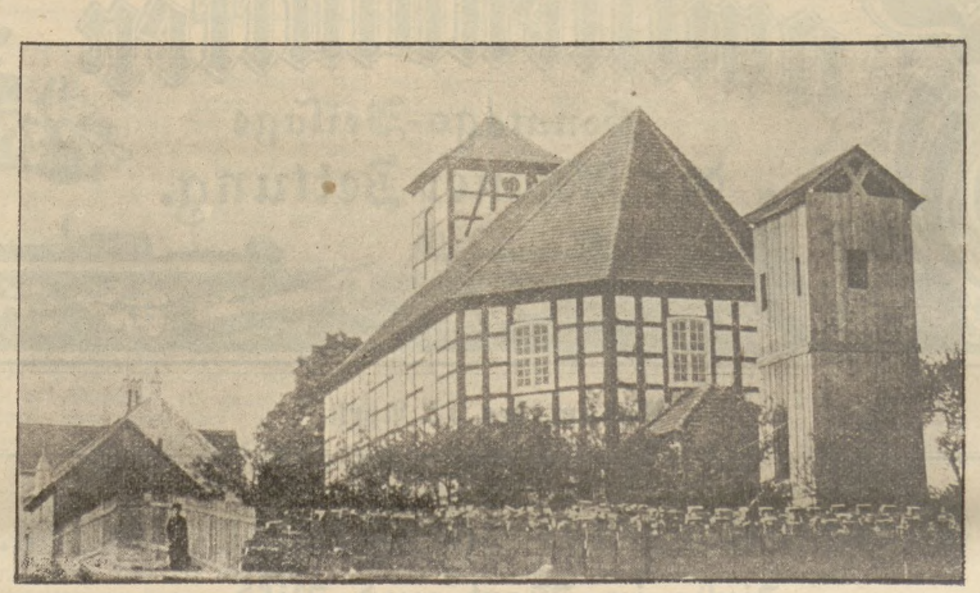
Katholische Kloster-Kirche in Zirke.

Die Stadt war die Residenz polnischer Magnaten, die nach alter Sitte großes Hoflager hielten und dadurch die Veranlassung gaben zur Ansiedelung von Kolonisten aus anderen Theilen des benachbarten Preußen. Es waren zunächst deutsche Handwerker vom fernen Westen. Ihnen folgten später andere Ansiedler aus der benachbarten Mark Brandenburg, die besonders durch die Lage des Städtchens an der Warthe und durch die gewaltige Ausdehnung des Holz lieferndes Waldes angezogen wurden. — Schon im Jahre 1416 wurde auf Veranlassung des damaligen Grundherrn Dobrogost von dem Könige von Polen Wladislaus der Bürgerschaft von Zirke Magdeburgisches Stadtrecht verliehen. Der Nachfolger von Wladislaus, König Kasimir bestätigte das Privilegium im Jahre 1459 und der König Siegismund erneuerte es im Jahre 1513.

Was das religiöse Bekenntniß anbetraf, so hatte die Reformation auch hier Eingang gefunden. War doch fast der größte Theil der damaligen Bewohner Polens der Reformation zugeneigt. Indeß behielt der Katholizismus doch die Oberhand, auch in Zirke, besonders seit der Zeit, daß durch Gesetz bestimmt wurde, jeder, der in Polen ein öffentliches Amt bekleiden wolle, müsse katholisch sein. — In Zirke bestand schon seit langer Zeit ein reiches Franziskaner-Kloster, das der Ausbreitung der evangelischen Lehre nach jeder Seite hin hinderlich war. So behielt in den ersten Jahrhunderten ihres Bestehens die Stadt im wesentlichen ihr anfängliches Bild.

Im 17. Jahrhundert scheint die Zahl der deutschen Einwohner in Zirke zurückgegangen zu sein. Es fehlen aus dieser Zeit bestimmte Angaben. — Im Anfang des 18. Jahrhunderts war der Besitzer der Herrschaft Zirke der Graf Bninski-Opalinski, dem auch die Herrschaft Grätz gehörte. Er selbst wohnte nicht in Zirke, sondern hatte seinem Schwiegersohn Stanislaus Leszczynski, dem späteren König von Polen, die Stadt als Wohnsitz angewiesen. Daher kam es, daß die Tochter desselben, die spätere Gemahlin Ludwigs XV. von Frankreich — Maria Leszczynska — in Zirke geboren wurde. Die Ueberbleibsel des Schlosses, in welchem sie das Licht der Welt erblickte, stehen noch heute an dem Wege, der von der Stadt an der Warthe entlang nach dem Königlichen Landgestüt führt. Von den Grafen Opalinski sind mehrere in der Gruft unter der katho-

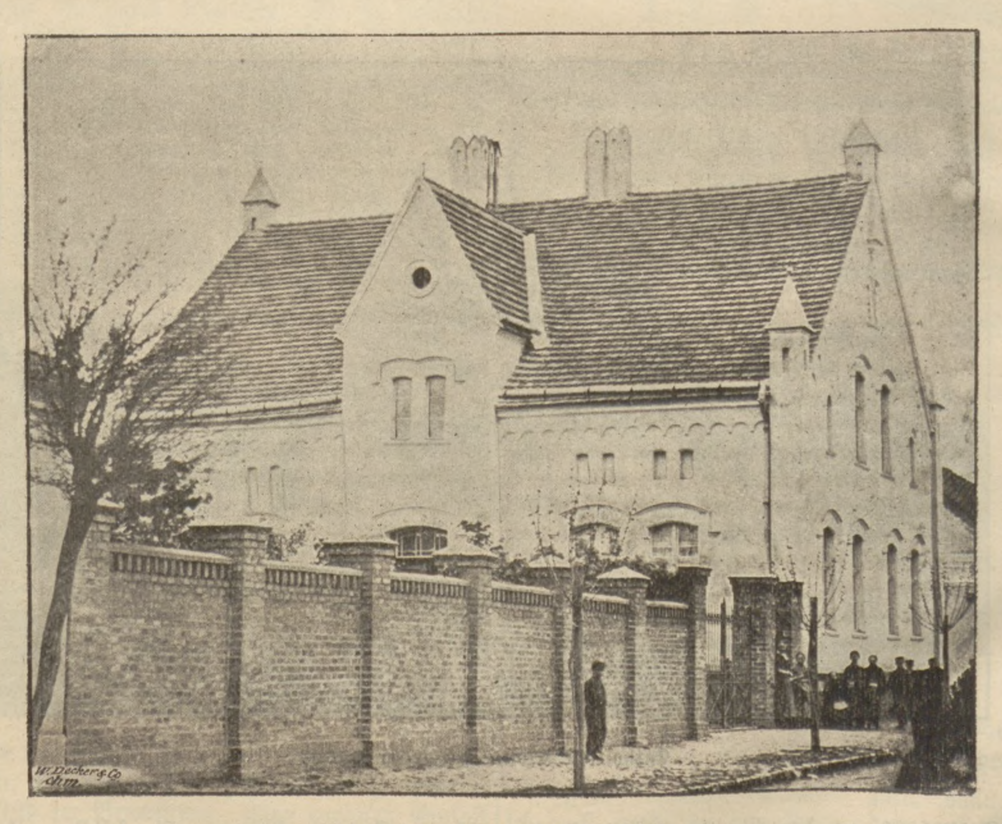
lischen Klosterkirche beigesetzt. — Infolge der Restauration des sächsischen Königshauses kamen die Zirker Güter an die Familie des Ministers Grafen Brühl, des bekannten Feindes Friedrichs des Großen. In diese Zeit fallen die Gründungen verschiedener Ortschaften in der Umgegend von Zirke, deren Bewohnern durch die Municifenz des Gutsherrn Land und allerlei Vergünstigungen — besonders bezüglich des Holzes — bewilligt wurden. — Im Jahre 1770 wurde der größte Theil der Stadt durch eine gewaltige Feuersbrunst eingeäschert, infolgedessen der Wohlstand der Stadt zugrunde ging. In diese Zeit fällt auch die Gründung der evangelischen Kirchengemeinde, deren Förderung dem damaligen Grundherrn Peter Nikolaus von Gartenberg (Sadogórski), der selbst evangelisch war, sehr am Herzen lag. Es konnte die Gemeinde sich nun um so eher entwickeln, als der letzte König von Polen Stanislaus August, der von 1764 bis 1795 regierte, dem evangelischen Bekenntniß eine größere Freiheit gestattet hatte. Eingepfarrt wurden zu der Stadt Zirke sämmtliche zur Herrschaft Zirke gehörigen Dörfer und eine ganze Menge kleinerer Ortschaften und Etablissements, so daß die evangelische Parochie eine Ausdehnung von 3 Meilen hatte. Im Jahre 1793, beim Uebergang von Groß-Polen an Preußen, trat auch für unsere Stadt eine größere Sicherheit und Festigkeit der Rechtsverhältnisse und Verwaltung ein. Zu dieser Zeit wurde die evangelische Kirche gebaut, die noch heute in ihrer Einfachheit dasteht. Im Jahre 1817 zu Johanni brannte die Stadt abermals fast ganz ab. Der obere Theil, der Markt, die katholische Kirche, die Propstei, ging in Flammen auf, wodurch die Einwohner total verarmten; dazu kam noch ein unglücklicher Prozeß mit dem Dominium, später mit dem Fiskus über die Bauholzberechtigung, so daß die Stadt völlig darniederlag.



Evangelische Kirche in Zirke.

Im Jahre 1829 verkaufte der damalige Besitzer Graf Alexander Bninski die Herrschaft Zirke an die Wittwenkasse in Berlin, die sie 1832 an den Staat veräußerte. Jetzt bekam die Verwaltung ein ganz anderes Gesicht. Es wurde zunächst ein ziemlich bedeutendes Landgestüt errichtet und zwar in unmittelbarer Nähe östlich der Stadt. Die Vorwerke, die zur Herrschaft Zirke gehörten, Zirke, Grobia (Grabitz), Sprzeczno (Geisberg), Klossowitz wurden an das Königliche Landgestüt verpachtet, die übrigen: Luttom, Mylin &c. dismembrirt und an deutsche Bauern gegeben. Die Stadt fing an, sich wieder zu heben, besonders auch durch den lebhaften Schifffahrts-Verkehr auf der Warthe.

Das Jahr 1848, als der Aufstand die Provinz Posen durchtobte, hatte keinen Einfluß auf die Verhältnisse der Stadt. Um das Landgestüt zu sichern, war ein Detachement Jäger und eine Schwadron Kavallerie hierher gelegt worden. Damals war in Zirke noch das Landrathsamt, das von den Landstallmeistern verwaltet wurde. Später erst wurde dasselbe nach Birnbaum verlegt. In dieser Zeit hatte Zirke das Glück, in der Person des Domänensekretärs Gottlieb Fritz einen ganz vortrefflichen Bürgermeister zu bekommen. Er war ein Mann von großer Energie und bedeutendem Organisationstalent, dem die Stadt das verdankt, was sie heut ist. Er war in der Provinz geboren und erzogen, hatte großen Einfluß auf die Einwohner und zwar beider Nationalitäten und setzte es u. a. durch, daß die Stadt gutes Pflaster bekam und die Straßen und der schöne Markt mit Bäumen bepflanzt wurden. Auf seine Veranlassung gaben die Einwohner ihren Häusern ein frisches freundliches Kleid, eine Sitte, die sich bis heute erhalten hat. In die Ländereien-Verhältnisse brachte er Ordnung. Kurz, die Stadt ist ihm zu großem Danke verpflichtet. Die alten Bürger bewahren ihm auch heute noch ein freundliches Andenken.



Evangelisches Pfarrhaus in Zirke.

An besonders hervorragenden Baulichkeiten bietet die Stadt die schöne katholische Kirche, die mit ihren hohen Thürmen und ihrem ausgedehnten Bau einen bedeutenden Eindruck macht. Sie ist eine alte Klosterkirche — in Kreuzesform gebaut — im Innern sehr sauber und ansprechend. Besonders schön ist der Hoch-Altar mit den in lauter Schnitzarbeit versehenen Chorstühlen. — Die evangelische Kirche ist ein Fachwerkbau, von außen unscheinbar, im Innern aber äußerst freundlich ausgestattet. In ihr befindet sich eine in die Wand eingelassene Marmortafel zum Andenken an den Stifter der Kirche, den Grund-

herrn Nikolaus von Gartenberg Sadogórski. In unmittelbarer Nähe der Kirche liegt das seit 1867 neu erbaute evangelische Pfarrhaus, ein in halb gothischem Stil ausgeführter Bau, der eine Zierde der Stadt ist. Die Synagoge ist noch neueren Ursprungs, sehr sauber und nett gehalten. — An Schulen und öffentlichen Anstalten hat die Stadt vier evangelische, fünf katholische und eine jüdische Schulklasse. Außerdem ist eine Privat-Knaben- und eine Privat-Mädchenschule vorhanden. Seit etwa 10 Jahren besitzt die Stadt auch ein katholisches Krankenhaus, in welchem mehrere Schwestern thätig sind.

An gewerblichen Anlagen befinden sich hier eine Bierbrauerei, zwei Dampfschneidemühlen, zwei größere Ziegeleien, zwei Kalköfen und in der allernächsten Umgegend zwei Braunkohlenwerke, die zusammen etwa 170000 Hektoliter Kohlen gefördert haben — eine dieser Kohlengruben ist z. Z. außer Betrieb gestellt. Zu den Behörden im Orte gehört die Königliche Land-Gestüts-Direktion.

Die Hauptnahrungszweige der Einwohner sind der Ackerbau und der Handwerksbetrieb, doch wird von einzelnen Kaufleuten auch ein lebhafter Handel mit Holz (aus den ausgedehnten königlichen Forsten der Umgegend) nach den Städten Frankfurt (Oder) Küstrin, Berlin, Hamburg u. s. w. unterhalten. Begünstigt wird dieser Geschäftszweig dadurch, daß die unmittelbar an der Stadt vorüberfließende Warthe leichte und verhältnißmäßig billige Transportmittel bietet. Nicht gering ist ferner der Handel mit Spiritus und Kartoffeln, welche aus der weitesten Umgegend hierher gebracht und mit den Schiffen weiter befördert werden.

Einen wesentlichen Vortheil bringt der Stadt natürlich das Königliche Landgestüt. Auf demselben werden gegen 250 Hengste unterhalten, welche zum Zweck der Veredelung der Pferdezucht alljährlich vom 1. Februar bis Ende Juni auf ca. 90 Beschäl-Stationen der Regierungs-Bezirke Posen und Bromberg vertheilt werden. — Zur Pflege und Wartung der Pferde sind über 60 Wärter erforderlich. Auch dadurch, daß der Futterbedarf für die Pferde theils hier, theils in der Nachbarschaft bezogen wird, haben Stadt und Umgegend wesentliche Vortheile. — Die Unterhaltung des Landgestüts erfordert einen Kostenaufwand von etwa 210000 Mark jährlich.

Die früher über die Warthe führende Brücke wurde im Jahre 1888 durch den Eisgang weggerissen. An ihre Stelle kam eine neue Brücke, die eine Zierde der Stadt ist. In unmittelbarer Nähe der Stadt im Walde liegen eine bedeutende Anzahl kleinerer und größerer Seen, von denen einige sehr fischreich sind. Die ganze Umgegend der Stadt auf dem linken Ufer der Warthe ist landschaftlich wunderbar schön, so daß man derselben den Namen „polnische Schweiz" (der allerdings auch noch auf andre Gegenden der Provinz Posen angewandt wird — Red.) gegeben hat.

Mit den Nachbarstädten Birnbaum, Wronke und Pinne ist Zirke durch Chausseen verbunden. Leider hat Zirke bis jetzt keine Eisenbahn. Die Bahn von Meseritz nach Rokietnice, die ursprünglich Zirke berühren sollte, hat eine andere Richtung bekommen. — Ebenso fehlt ein Amtsgericht, das in Wahrheit eine Nothwendigkeit ist — der weitaus größte Theil des Kreises besteht aus Zirke und Umgegend.

Die Einwohnerzahl von Zirke ist seit Jahren auf derselben Höhe: ca. 3000 — geblieben.

Holla-Ho!

Süd-Limburgische Novelle von Emilie Seipgens.

Autorisirte Uebersetzung von Max Stern.

Sie waren beide in demselben Dorfe geboren Matthias war der jüngste Sohn des ehrsamen Küsters Dominicus Schrammen, Gusichen die einzige Tochter des Joseph Buts, in der ganzen Gegend der „Jäger-Buts" genannt.

Der Küster hielt nebenher eine Herberge, das „Goldene Kreuz". Seine Verrichtungen in der Kirche besorgte er, außer an Sonn- und Festtagen, in Sammtpantoffeln, jedoch nicht etwa aus Bequemlichkeitsrücksichten, sondern aus einer Art Ehrerbietung für die Kirche. So hatte es sein Vater auch gehalten, der ebenfalls Küster und Herbergsvater gewesen war und in diesem doppelten Berufszweige vierzehn Kinder hinterlassen hatte, so daß bei der Erbtheilung jedes einzelne nicht allzu reichlich bedacht werden konnte. Aber Dominicus war später doch in der Lage gewesen, einige Landparcellen zu erwerben, die gelegentlich zum Verkauf gekommen waren und die er mit seinem zweiten Sohne Andreas bewirthschaftete. Das ganze Dorf war sich denn auch darüber einig, daß die vereinigten Gewerbe eines Küsters und Herbergsvaters ein recht einträgliches Geschäft sein müßten.

Buts wohnte in einem kleinen Häuschen am Ende des Dorfs, beackerte ein paar Morgen Pachtland, am Berge gelegen, und hielt dabei eine Kuh und eine Ziege. Jeder wußte, daß Buts von seinem Ackerbau nicht leben konnte, aber jeder wußte auch, daß Buts noch andere Einnahmen hatte. Obschon er keinen Waffenschein und keine Jagdberechtigung besaß, zog er in der Jagdzeit doch mindestens zweimal in der Woche mit einer ganzen Fracht Hasen, Kaninchen, Rebhühner und anderem Wilde nach Gulpen, Valkenburg, sogar nach Maastricht, und während des ganzen Jahres machte er große Wanderungen über die belgische Grenze, von wo er mit Salz, Spiritus und auch wohl mit Brüsseler Spitzen zurückkehrte. Jäger Buts war Wilddieb und Schmuggler.

Nun — wilddieben und schmuggeln ist keine Schande in den limburgischen Grenzdörfern und Buts gehört sogar einer geachteten Familie an, war doch sein Bruder Jakob, der eine Stunde weiter, nach Aachen zu, einen großen Pachthof, den Templerhof, besaß, selbst Mitglied des Gemeinderaths. Aber Joseph Buts hatte eine vielbewegte Jugend gehabt und lebte mit seinem Bruder, wenn auch nicht gerade in Feindschaft, so doch in einem gespannten Verhältniß. Es geschah wohl manchmal, daß die zwei Brüder sich begegneten, wenn Jakob mit seinem langen blauen Kittel über der schwarzen Jacke zum Gemeinderath schritt. Im Gegensatz zu dem kleinen, aber sehnigen und beweglichen Jäger-Joseph war Jakob ein langer, hagerer Mann, der wenig sprach und immer an seiner kurzen Pfeife sog, besonders wenn er eine Antwort herauszubringen hatte. Er war dann auch hüben und drüben als ein „Vocativus" bekannt. Joseph, als der jüngste von beiden, grüßte stets zuerst, und es war wohl auch vorgekommen, daß Jakob, wenn er besonders gut gelaunt gewesen war, ihn gefragt hatte:

„Na, Joseph, wie geht's denn?"

„Immer auf zwei Beinen, immer gemüthlich!" hatte Joseph geantwortet, worauf Jakob brummend weiter gegangen war.

Der Küster hatte immer gehofft, aus seinem Matthiaschen auch einen Küster zu machen, d. h. wenn er es nicht bis zum Pastor bringen könnte. Sein ältester Sohn Andreas war arg dumm ausgefallen und seine Tochter Mariannchen leidend und etwas verwachsen, so daß Matthias des Vaters Liebling war. Obschon der Schulmeister beständig über den Knaben geklagt und wiederholt gewarnt hatte: „Küster, Küster, Ihr müßt ein Auge auf den Jungen halten, es steckt ganz etwas Gutes oder etwas ganz Schlechtes in dem Teufelskind!" war Matthias doch in seinem zwölften Jahre Meßdiener geworden, und der Herr Kaplan hatte es auf sich genommen, ihn die Anfangsgründe des Lateinischen zu lehren. Das Auswendiglernen der lateinischen Antworten in der Messe war noch einigermaßen gegangen, aber „mensa, mensae" und „amo, amas, amat" wollte nicht in ihn hinein, und als der Pastor ihn eines Tages nach der Messe dabei betraf, wie er den Wein, der im Kelch übrig geblieben war, sich gut schmecken ließ, wurde er mit ein paar Ohrfeigen aus seinem Amt als Meßdiener entlassen. Mit dem Küsteramt war es nicht besser gegangen, denn als er einmal nach wiederholten Nachlässig- und Vergeßlichkeiten am Feste des h. Laurentius, des Kirchenpatrons, das weiße Meßgewand für die Jungfrauen anstatt des rothen für die Märtyrer bereit gelegt hatte, wodurch der Pastor zu spät an den Altar gekommen war, wurde er für immer aus der Sacristei verbannt. So war der ehrsame Dominicus Schrammen zu der Ueberzeugung gekommen, daß sein

Sohn nicht allein nicht aus dem Holze war, aus dem man Bischöfe schnitzt — sondern daß sogar noch nicht einmal ein Küster in ihm steckte.

Du lieber Gott, was hatte der Küster für Verdruß von seinem Matthiaschen und noch mehr von seinem Matthias gehabt! Der Junge hatte in der Gaststube lieber Späßchen mit den Gästen gemacht, als sie bedient, lieber auf der Kegelbahn gekegelt, als die Gläser gespült, und vom Acker war er wiederholt fortgelaufen und mehrere Tage ausgeblieben, um mit Buts eine Wanderung über die Grenze zu machen oder im Herbst mit ihm auf die Jagd zu gehen.

Was half die Tracht Schläge, was nützten die bitteren Vorwürfe seines Vaters, die den Jungen zu Hause erwarteten und an denen sich auch seine Geschwister nach Kräften betheiligten? Drei Tage später, wenn die Sonne so prächtig am hellblauen Himmel schien, wenn die Vögel sangen, der Wald so herrlich duftete, ging Matthias doch wieder denselben Weg. Buts konnte sich keinen besseren Gesellen wünschen. Der Junge konnte alles, Netze stellen, Garne legen, allen Vögeln nachflöten, die Wege der Feldhüter, Gendarmen und Förster auskundschaften, und er kannte alle geheimen Pfade und Stiege über den Berg und in der ganzen Gegend. Dazu kam, nicht zu vergessen, daß der ganze Verdienst Buts allein verblieb, denn an eine Belohnung, an einen Antheil am Gewinn hatte Matthias noch nie gedacht.

Wenn Buts den Jungen nöthig hatte, sandte er Gustchen mit der Ziege oder der Kuh auf den Berg. Hörte Matthias dann unten im Dorfe ganz in der Ferne eine helle, frische Mädchenstimme „Hallo-ho!" rufen, dann wußte er, was los war, und rannte zur Hütte am Ende des Dorfes.

Gustchen war ungefähr ein Jahr jünger als er, aber als er 17 Jahre alt war, schien es, als seien sie von gleichem Alter. Sie war ein großes, strammes Mädchen mit langem blondem Haar und blauen Augen, gerade wie ihre Mutter, die eine Deutsche gewesen war, und von der man nicht recht wußte, woher Buts sie geholt hatte. Gustchen trug ein kurzes, verschossenes Röckchen und eine kattunene Jacke mit kurzen Aermeln, unter denen das grobe Hemd zum Vorschein kam. Ueber den Kopf hatte sie ein buntes Tuch, das über dem Grübchen ihres Halses lose zusammengeschlungen war. Gesicht und Arme waren von der Sonne gebräunt, aber wenn der Wind das grobe Leinen der Hemdsärmel bewegte, kam die blanke weiße Haut wie ein mattgoldenes Armband um den runden Oberarm zum Vorschein.

Fand Matthias, wie gewöhnlich auf das „Hallo-ho" die Wohnung des Schmugglers verschlossen, dann sprang er durch Unterholz, Heide und Ginster den Berg hinauf; bisweilen deutete ihm auch ein zweites „Hallo-ho!" die Stelle an, wo er Gustchen treffen mußte, gewöhnlich auf dem wenig befahrenen Feldwege, der zwischen dem eigentlichen Fahrwege und dem schmalen Fußpfade, mit üppigem Graswuchs bedeckt, sich verlor. Fragend sah er sie an. Sie lächelte bei seinem Erscheinen.

„Wo willst Du denn hin?" fragte sie neckend.

„Sag es mir", antwortete er.

„Vater erwartet Dich am Crucifix. Er ist nach Teuven."

„Salz holen?" fragte er.

Sie nickte.

Er ging nicht gleich, sondern blieb noch einen Augenblick zaudernd, wie in Gedanken, stehen und schlug mit der Gerte, die er unterwegs abgeschnitten, die Köpfe der Grashalme und Disteln ab.

„Warum gehst Du nicht?" fragte sie, wohl wissend, warum er gern noch blieb.

„Um wie viel Uhr kommt er?" forschte er.

„Du sollst um Fünf dort sein, hat er gesagt."

„Dann wird es Zeit", rief er, schlug nochmals mit der Gerte um sich und ging.

„Ich bleibe hier, paß Du da oben auf!" rief sie ihm nach.

Er drehte sich um und nochmals um, bis er sie nicht mehr sehen konnte, dann rief er hinunter:

„Holla-ho!"

Und ihre Hände als Sprachrohr an den Mund legend, antwortete sie:

„Holla-ho!"

Im folgenden Jahr im Frühling, als Sträucher und Bäume vom ersten, lieblichen Grün bedeckt waren und der Wind lauer wehte, erklang eines Tages Gustchens Lockruf schon früh am Mittag. Als er dann zu ihr heraufkam, forschend wohin und wann? sagte sie:

„Bleib' nur noch, es ist noch eine Stunde zu früh."

Dann legte er sich ins Gras neben dem Wege, während sie bei der Kuh stehen blieb und dann und wann einige Schritte mit derselben weiter ging, den Berg hinan.

Was hatten sie sich nicht zu erzählen!

„Schäfers Mariechen geht nächsten Sonntag mit einem neuen Kleide aus," wußte sie zu berichten.

„Möchtest Du auch ein neues Kleid haben, Guste?" fragte er.

„Du hast doch kein Geld, mir eins zu kaufen", lachte sie, „und ich habe auch keins."

Sie schwiegen ein Weilchen. Er lag im Grase in ihrer nächsten Nähe, sie stand bei der Kuh. Mit einem Grashalm kitzelte er sie am Fußknöchel, der durch einen heruntergerutschten Strumpf bloßgelegt war. Plötzlich sprang sie ein paar Schritt zurück und, den Holzschuh vom Fuß ziehend, rief sie:

„Laß das! oder ich schlage Dich mit dem Schuh auf den Kopf!"

Als er darauf ein lächelndes Gesicht machte, mußte sie doch wieder lachen.

Es geschah auch wohl, daß er den Berg hinaufstieg, ohne daß ihr „Holla-ho!" erklungen war. Wenn der schmucke Junge mit den braunen Augen und dem Bartflaum auf der Oberlippe dann plötzlich vor ihr stand, strahlte ihr ganzes Gesicht vor Vergnügen. Fast ganz auf dem Kamme des Bergrückens war eine Kiesgrube, von wo man den Kies zu dem großen Fahrwege geholt hatte, der von Epe nach Slenaken angelegt wurde. Es war ein ziemlich großer Halbkreis, und es lagen da auch noch riesig große Steine, die von den damaligen Besitzern der Grube nicht in Stücke geschlagen werden konnten. Hier saßen Matthias und Gustchen manchmal Stunden lang, während die Ziege oder die Kuh in geringer Entfernung an einem Pfahl festgelegt war. Bisweilen brachte sie einen Strickstrumpf zum Vorschein und strickte. Ihre Blicke schweiften über die herrliche Landschaft zu ihren Füßen, er stimmte ein Liedchen an, bis sie dasselbe unterbrach, indem sie ihm mit der Faust einen Stoß in die Seite gab und dann schleunigst ins Gebüsch flüchtete. Dann that er, als wenn er einen der großen Steine aufheben und ihr nachwerfen wollte. Doch während ihr glockenhelles Lachen aus dem Grün erscholl, setzte er sich schnell wieder auf seinen Platz und rief:

„Du wirst schon wieder kommen!"

Es ging in dieser Zeit auch im Dorfe recht lustig zu. Das junge Volk hielt an einander „wie die Kletten" und jeden Sonntag waren die Wirthshäuser voll. Matthias war überall ein willkommener Gast. Man hatte einen Gesangverein gegründet, in dem er durch seinen hellen Tenor eine Hauptrolle spielte; beim letzten Vogelschießen hatte er sich als einer der besten Schützen ausgezeichnet; er war anerkannt der beste Kegler drei Stunden im Umkreis und hatte bei den mannichfachen Preiskegeln, die im Süd-Limburgischen stattfanden, zu wiederholten Malen die Ehre des Dorfes gerettet.

„Wirklich ein Jammer", sagte mancher, „daß der Junge zu nichts besserem zu gebrauchen ist, der Buts verdirbt mir ihn ganz und gar."

Am St. Laurentiustag, den 10. August, war Kirmes und man sprach davon, am Vorabend eine Tanzpartie zu arrangiren, „um die Kirmes einzuweihen". Als die Liste der einzuladenden jungen Mädchen aufgestellt wurde — einige zwanzig — rief Matthias:

„Und Gustchen Buts kommt auch!"

Ein allgemeines Stillschweigen erfolgte, aber niemand wagte sich zu widersetzen.

Am andern Abend ging Matthias zu Buts. Dieser saß in einer Ecke und putzte ein altes Gewehr. Gustchen strickte, mit dem Rücken gegen den Tisch gelehnt. Sie war auffallend still. Als Matthias das merkte, kam er mit seinen Neuigkeiten zum Vorschein.

„Ich habe gesagt, daß Du auch auf die Tanzpartie kommst."

„Ich kann ja nicht tanzen", antwortete sie kurzweg und blickte vor sich hin.

„Das werden wir Dir schon beibringen!" lachte Matthias.

„Das meine ich auch!" bestätigte Buts, der sich geschmeichelt fühlte, „immer gemüthlich! Soll ich Dir einmal Polka flöten? Eins, zwei, drei, an der Bank vorbei . . ." sang er.

„Sie werden mich auslachen!" sagte Gustchen betrübt.

„Donnerwetter!" fluchte Matthias, „das soll sich nur einer unterstehen! . . ."

Dann legte er seinen Arm um ihre Taille und ergriff mit seiner linken ihre rechte Hand.

„Komm her", sagte er kurz, „den rechten Fuß voraus . . ."

„Rechts, links, rechts!" kommandirte Buts, das Gewehr bei Seite setzend, „eins, zwei, drei" flötete er und klappte mit den Händen. „Links, rechts, links!" ging es fort, „an der Bank vorbei!"

Gustchen verbarg ihr Gesicht an Matthias Schulter. Holprig und stoßend ging es fort, während Buts kommandirte und der Bursch das Mädchen im Kreise schwenkte. Sie begriff überaus schnell, und leichter, leicht wie eine Feder, wurde sie in seinen Armen. Und als der alte Jäger in beschleunigtem Tempo einsetzte:

„Mädchen, willst mit mir verkehren,
Will ich Dich die Polka lehren!"

schwebte sie mit ihrem Tänzer in der Runde umher und erhob das Köpfchen und lachte ihm zu mit einem triumphirenden und dankbaren Blick.

„Sieh so!" lachte Buts, „nur immer gemüthlich!"

Jeden Abend kehrte Matthias zurück, um auch Walzer und Mazurka mit ihr zu üben.

Es entging ihm übrigens nicht, daß mit Gustchen in diesen Tagen eine gewisse Veränderung vorging. Sie trug das Haar anders, die große blonde Flechte war zu einem Knoten auf dem Hinterhaupt aufgesteckt, sie zog zum Tanzen Stoffschuhe an, die sie aus Gulpen hatte kommen lassen, und Schaper's Mariechen half ihr bei Anfertigung eines neuen Kleides. Schaper's Mariechen kam mit Peter Dols, der ihr den Hof machte, um den Tänzchen beizuwohnen, und nun wurde auch Quadrille eingeübt mit „Anavanto" und „Schaffecroase".

So kam die Kirmes. Das Tanzfest sollte im „Schwan" stattfinden, wo die größte überdeckte Kegelbahn war, die nun zu einem Tanzsaal eingerichtet wurde. Es wurden Bretter über den Erdboden gelegt, die Stützen, die das Dach trugen, wurden mit Grün und Blumen verziert und durch Kränze und Guirlanden kreuzweise miteinander verbunden. In der Mitte hing eine große Krone, aus Gaze, Spitzen und Flittergold von den jungen Mädchen verfertigt. Für die Beleuchtung waren an allen Seiten Oellampen mit kleinen Spiegelchen dahinter angebracht.

Um halb sechs Uhr war es schon voll im „Schwan" und fortwährend kamen noch neue Paare. Auf einer Erhöhung, durch leere Bierfässer mit darauf liegenden rohen Brettern gebildet, hatten vier Musikanten Platz genommen, sie waren aus Aachen entboten und durften nach jedem Tanz mit dem Sammelteller herumgehen. Die große Tafel vor der jetzt zum Tanzsaal umgeschaffenen Kegelbahn wurde von den Aelteren und Vornehmern eingenommen, dem Müller Köhnen, dem Sekretär Voßen, dem Schullehrer, dem Richter Hönen, der während der langwierigen Krankheit des Bürgermeisters dessen Platz versah, und andere.

An seinem wettergebräunten Gesicht mit dem dicken rothen Schnurrbart, einem kleinen Hütchen mit einer Rebhuhnfeder darauf, erkannte man Jäger Buts, der sich zu ihnen gesellt hatte. Aus einer kurzen, deutschen Pfeife rauchend, unterhielt er die Gesellschaft mit allerlei Späßen und Jagdgeschichten.

„Immer gemüthlich!" hörte man ihn sagen, „so sage ich auch zum Hasen und zu den Kaninchen, wenn sie den letzten Sprung machen!" Und dann sich an den Sekretär wendend, der seine hübsche Frau mitgebracht hatte: „Aber was ist das dort für ein fremder Etranger, der nicht zur Gemeinde gehört?"

Sein Auge deutete auf einen jungen Mann mit dickem, rundem Gesicht, auf dem ein paar breite Narben sichtbar waren. Er lehnte an einem der Pfeiler und trug einen kurzen Sammetrock, ein dreifarbiges Band quer über der Brust und auf dem Kopf ein flaches, weiß mit Gold eingefaßtes Mützchen, den „Cerevisdeckel" der deutschen Studenten.

„Kennst Du denn Martin Schlenters, den Sohn des Bürgermeisters, nicht mehr?" flüsterte der Sekretär.

„Der in Aachen am Polytechnikum studirt?" erwiderte Buts. „Kommt sicher, seinen kranken Vater einmal zu besuchen! Nun sag' mal einer . .!"

Bei seinem Eintritt hatte Martin Schlenters die Anwesenden auf Deutsch begrüßt, sie „Herr" titulirt und auf ihre Frage, „ob er den kranken Papa zu besuchen komme" geantwortet: „So ists! Und man soll doch auch den guten St. Laurentius nicht vergessen!" und auf die Frage, ob er einige Tage bleiben werde, lachend gesagt: „Morgen geht's wieder über alle Berge!" Die meisten jungen Leute hatte er angeredet, ihnen die Hand gereicht mit „Ha, der Peter", oder „was macht der Johann?", dagegen aber so gethan, als wenn er die jungen Mädchen nicht mehr kenne, um sich desto mehr zu verwundern, wenn ihm gesagt wurde: „Kennst Du denn Müller's Louischen oder Heihof's Thereschen, oder Robachs Annchen nicht mehr?" Ja, ja, Heihofs Thereschen, die mußte er wahrscheinlich doch noch kennen, das war ja noch sein liebes Cousinchen! bis er wieder andere Hereintretende anrief, ihnen die Hand schüttelte und ihnen zutrank. Seine Gegenwart verursachte allgemeines Aufsehen und manches Mädchenherz sehnte sich nach einem Tanz mit ihm.

Die Musikanten stimmten ihre Instrumente und präludirten noch einen Augenblick, um den Tanz zu beginnen, als Peter Dols mit Schaper's Mariechen und Matthias Schrammen mit Gustchen Buts am Arm eintraten. Da diese Mädchen die jüngsten waren und zum ersten Male einer festlichen Gelegenheit beiwohnten, erschallte ein lautes „Ah" unter den Tänzern, und auch die älteren Herren murmelten beifällig über die hübschen Erscheinungen. Hinter der dunkelbraunen, nicht allzugroßen Marie mit ihrem schelmischen Gesichtchen, kam das blonde, feine Köpfchen der kräftig schlanken Guste zum Vorschein, mit niedergeschlagenen Augen und zart gerötheten Wangen.

„Ah!" rief Martin Schlenters, indem er aufsprang, und auf sie zuging, „das ist ja das Mariechen und der Peter und der Matthias und die Buts Augusta! Na, wie steht's denn?" Er schüttelte allen die Hand und Gustchens einen Augenblick in der seinen festhaltend, rief er „Augusta! — Das heißt ja Königin! Du wirst die Königin des Festes sein!"

Er war gleich familiär und duzte sie.

„Kannst Du kein Holländisch mehr, Martin?" spottete Peter, der etwas älter war, lachend.

Matthias stand bestürzt und verlegen da. Er verfärbte sich bis in die Augen und drehte mit der linken Hand an seinem Schnurrbärtchen. Er fühlte tief, wie viel geringer er war als Derjenige, der da so unerwartet vor ihm stand, der Sohn des Bürgermeisters, der Reichste im Dorfe, der schon so viel gesehen und studirt hatte, der so feine Manieren besaß und sich mit Gustchen gleich so vertraulich befaßte. War Gustchen denn nicht allein für ihn? . . . Gab es denn noch Andere, die an sie Anspruch machten? Das war der Gedanke, der ihm pfeilschnell durch den Kopf ging und ihm das Herz zusammenschnürte.

Der Tanz hatte bereits begonnen und die beiden Paare mischten sich in die bunte Reihe.

„Bis nachher! . . . Ich hoffe auf ein paar Tänze!" rief Martin ihnen nach. Aller Augen waren auf Gustchen geheftet. Obschon sie, abgesehen von der blonden Flechte, die diesen Abend wieder lang über den Rücken herabhing, wie die übrigen Mädchen gekleidet war, lag doch etwas in ihrer hohen Gestalt, ihrem ganzen Wesen, in ihren zierlichen Bewegungen, das sie vor allen Anderen unterschied.

Matthias hörte, wie Martin dem Jäger-Buts ein Compliment über seine Tochter machte, die er ein „famoses Mädel" nannte, und sah, wie Buts mit einem stolzen Nicken dankte.

Nach dem Walzer wurde eine Polka angekündigt, die Matthias mit Mariechen, Peter mit Gustchen tanzte. So war es zuvor abgesprochen. Es kamen noch neue Gäste an und das Fest wurde je länger desto fröhlicher. Die nicht Tanzenden hatten sich in einem großen Kreis um den Tanzboden geschaart. In der vordersten Reihe stand Martin neben Hans, des Feldhüters Sohn, den er „Johann" nannte, und dem er dann und wann etwas ins Ohr flüsterte, daß dieser laut auflachen mußte.

Als man sich zur Quadrille anschickte, stand Martin, mit Heihof's Thereschen am Arm, plötzlich vor Matthias und Gustchen.

„Sollen wir vis-à-vis sein?" fragte er freundlich lachend, während Thereschen einigermaßen grämlich nach der anderen Seite blickte.

Matthias wußte nicht, was er antworten sollte. Er warf einen Blick auf Peter und dieser, der sich geehrt fühlte, mit dem Sohne des Bürgermeisters und mit Heihofs Thereschen in einem Quarré zu tanzen, nickte ihm zu, er möge nur annehmen.

„Jawohl!" antwortete Matthias mit großer Wichtigkeit.

Martin lachte, Thereschen lächelte, während die Paare sich

einander gegenüber stellten. Peter hatte schnell ein anderes vis-à-vis gefunden.

Wenn Martin Gustchen entgegen tanzte, oder ihr im Chassezcroisez die Hand reichte, oder sich mit ihr rund drehte, hatte er ihr stets etwas ins Ohr zu flüstern. Dabei schlug er allerhand Capriolen, warf die Beine so komisch in die Höhe, oder hielt beim à vos places die Schöße seines kurzen Jaquets so eigenartig hoch, dabei „Kikeriki“! rufend, daß alle Zuschauer lachten und in die Hände klatschten. Stoffel, der Schneidersohn, der es ihm nachthun wollte, stolperte bei einem mißglückten Sprung mit den Beinen und fiel zur allgemeinen Heiterkeit auf den unteren Theil seines Rückens. Martin blieb unbestritten der Held des Festes.

Beim Anblick von Martins Capriolen war dem alten Jäger das Herz noch einmal aufgegangen vor Freude. Mit lautem Lachen, wobei er seine weißen Zähne zeigte, sank er fast in die Knie, so daß seine ganze Gestalt, gekrümmt und geschüttelt, einen Augenblick in einander knickte. Als der Schneider Stoffel fiel, konnte er sich nicht länger halten.

„Platz! Aus dem Weg, aus dem Weg!“ rief er aus, „ich tanze Euch noch den Hackentanz!“

Den Hackentanz! Der war in Jahren nicht mehr aufgeführt worden! Nur die älteren Anwesenden erinnerten sich dieses Tanzes, nur wenige hatten ihn tanzen sehen.

Es erfolgte allgemeine Stille.

Dann näherte Buts sich ehrerbietig der Frau Sekretärin, die eine der schönsten Bäuerinnen und eine der besten Tänzerinnen war.

Er nahm mit der rechten Hand seinen Jägerhut ab und fragte sehr höflich:

„Wollen Frau Vossen mir die Ehre erweisen? . .“

Da half kein Widerstreben, Alle, auch der Sekretär munterten sie auf. Die schöne, wenn auch nicht mehr jugendliche Tänzerin nahm erröthend und lachend den Arm, den Joseph Buts ihr bot.

„Wenn ich ihn nur noch kann“, flüsterte sie, um sich zu entschuldigen.

„Nur immer gemüthlich!“ antwortete der Jäger. Dann gab er den Musikanten ein Zeichen und stellte mit einer Verbeugung seine Dame an das äußerste Ende des „Tanzsaals“. Er nahm ihr gegenüber Aufstellung, und nun begann der Hackentanz.

Es war eine Art En-avant-deux, wobei die Dame langsam, aber auf sehr graziöse Weise schleifende Schritte machte, erst ihrem Cavalier entgegentanzte, dann nach rechts und nach links, theils in entgegengesetzter Richtung wie er. Mit gesenktem Blick, auf die sittsamste Weise entledigte die schöne Frau sich ihrer Aufgabe meisterhaft.

Buts begann ebenfalls erst langsam nach dem Takt der Musik mit schönen Pas, wobei er vorausschritt oder zurückwich, nach links und nach rechts glitt, die Arme und den Oberkörper stets nach dem Takt zierlich hin und her bewegend.

Nach den ersten sechzehn Takten standen Tänzer und Tänzerin wieder auf ihren Plätzen einander gegenüber. Doch nun begann für Buts eine viel schwierigere Partie. Er mußte jetzt jeden Schritt doppelt machen, d. h. den Boden mit den Fußspitzen und unmittelbar mit den Hacken berühren und gleichwohl mußten die Bewegungen ebenso zierlich bleiben. Der Ring der Zuschauer hatte sich enger geschlossen und alles jauchzte Buts und der reizenden Frau Vossen zu, die immer in der gleichen sittsamen und graziösen Weise mit gesenkten Blicken forttanzte, als ob sie ihren Cavalier gar nicht bemerke.

Und Buts' Tanz wurde immer aufgeregter und wilder, es war, als wenn er die spröde Schöne ihm gegenüber durch seine schlanken Bewegungen reizen und erobern müsse. Nun schlug er zweimal mit den Hacken und zweimal mit den Spitzen, suchte sich zu nähern und die Entweichende zu verfolgen, und kräftiger berührten seine Sohlen den Boden. Und der Tanz ging in ein immer schnelleres Tempo über, und in demselben Maße auch die Bewegungen der Tänzer. Buts umschwebte seine Schöne mit unaufhörlichem und immer geschwinder werdendem Geklapper der Fußsohlen, die Arme in die Seiten gestemmt, bis er ihr endlich wieder gegenüber stand und den Hackentanz mit einem langen Trommelwirbel, einem künstlichen Tremolo der Fußsohlen, beschloß.

Dann nahm er mit einer tiefen Verbeugung vor seiner Tänzerin sein Jägerhütchen ab, grüßte nach links und rechts, und unter donnerndem Beifall geleitete er Frau Vossen auf ihren Platz.

Es war ein Augenblick allgemeinsten ungestümsten Jubels. Nur ein einziger Mißklang wurde vernommen: das war ein Wort von Jakob Buts, der auch erschienen war und sich unter den Zuschauern befand. Er steckte sein Endchen Pfeife wieder an, das während des Tanzes ausgegangen war, und sagte laut genug, daß die meisten es hören konnten:

„Er hat doch noch starke Schuhe an, es wundert mich, daß die Sohlen nicht abgeflogen sind, der alte Geck!“

Dann kehrte er sich um, grüßte niemand und ging.

Inzwischen war Joseph Buts unter die noch immer laut Jauchzenden zurückgekehrt. Während er sich noch die Stirn trocknete, kam Martin Slenters schon auf ihn zugestürzt:

„Bravo so, altes Haus!“ rief er, „da müssen wir zusammen eine Flasche Wein darauf trinken!“ Und er zog Buts mit an ein Tischchen, bestellte Wein, scherzte und lachte und regalirte den Jäger mit feinen Cigarren. Matthias fühlte sich bei alledem beängstigt, verstimmt, ärgerlich.

„Ich begreife Deinen Vater nicht mehr“, sagte er leise zu Gustchen, die an seinem Arme hing, „ich wollte doch lieber sonst was thun, als mich von so einem Hanswurst traktiren lassen! . . .“

„Laß ihn nur“ erwiderte sie, „Du siehst ja, er amüsirt sich.“

Nach der Pause, um halb Neun, wurden die Oellampen, die man mit dem stolzen Namen „Quinquets“ bezeichnete, angesteckt, wodurch das Fest noch ein eigenartigeres Ansehen bekam. Die Köpfe waren durch den edlen Gerstensaft nachgerade etwas warm geworden, die Geige kratzte heftiger, die Clarinette stieß ihre Nasalklänge leidenschaftlicher aus, man sang und trank, man lachte und scherzte, und fröhlicher als zuvor schwirrte alles durcheinander, es war ein Fest, wie es eigentlich nie zu Ende gehen sollte.

Martin war überall. Er schrie und lachte und rief jedem zu: „Es ist ganz famos hier!“ Bei jedem Tanz schweifte er um Gustchen herum, bis er sie um eine Extratour gebeten hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Der erste Held und Liebhaber.

Novelle von Jules Guillemot. Deutsch von Wilhelm Thal.

I.

Florimond war erster Held und Liebhaber in Carcassonne!

Wer Florimond nicht gesehen hat, hat nichts gesehen! Das ist die Meinung der Bewohner von Carcassonne und vor allem seine eigene.

Man darf den Leuten in Carcassonne nichts von den Künstlern der „Comédie-Française“ erzählen. Was sind die im Vergleich zu ihrem Idol? Florimond for ever, das ist die Devise des Ortes.

Florimond ist noch immer stattlich und kräftig, trotz seiner wohl gezählten 58 Jahre. Man versichert, er trage ein Korset; doch dringen wir nicht weiter in das Geheimniß. Man sagt auch, er färbe sich die Haare; doch was kümmert uns das?

Jedenfalls steht fest, daß er noch immer prächtig aussieht, wenn er mit gerad aufgerichtetem Körper und vorgestreckter Brust durch die Straßen der Stadt wandelt. Ich habe einmal in Algier einen allseitig verehrten Ducan mit einem großen Turban auf den Kopf über den großen Regierungsplatz schreiten sehen, um nur in die große Moschee zu gehen. Die Spaziergänger ergriffen den Saum seines Kleides und küßten ihn; er aber schritt weiter, ohne den Kopf zu wenden; ja, er schien diese Huldigungen nicht einmal zu ahnen. So ungefähr wandelt Florimond durch Carcassonne, um sich ins Theater zu begeben.

Und Sonntags, nach der Kirche! Sobald er erscheint, hören die Unterhaltungen auf; das Leben stockt, man weicht zur Seite, um ihm den Weg freizugeben und ihn vorübergehen zu sehen. Selbst der Präfekt, wenn er da ist, verschwindet in dem Schatten des großen Künstlers. Was Florimond anbetrifft,

so ist er ein guter Kerl und grüßt den Beamten herablassend, doch mit Würde. Man muß seinen Rang wahren, und sein Lieblingsausspruch lautet: „Die Protektion kann Präfekten schaffen, doch sie schafft keine Florimonds.“ Das ist wahr.

In allen Kunsthandlungen der Stadt hängen neben den Photographien der Minister die des Künstlers; da sieht man Florimond en face, Florimond von der Seite, Florimond von hinten, Florimond in einer Dreiviertelswendung, Florimond, wenn er ausgebeten wird, stolz und düster, Florimond für die Damen, mit lächelnden Lippen und einer Blume im Knopfloch, Florimond in der Tragödie, Florimond in der Komödie, Florimond im Drama, Florimond zu Hause, würdevoll in seiner Einfachheit und majestätisch in seiner Gemüthlichkeit. Kurz das ganze Leben des Helden kann man hier sehen. Dem Fremden, der eben die Stadt betreten und der die Frage zu stellen wagte: „wer ist der Mann, dessen Bilder in der ganzen Stadt aushängen,“ würde man überrascht antworten: „Das ist Florimond!“ Wenn der Unglückliche mit dieser Auskunft aber noch nicht zufrieden wäre, so würde man ihn mit Achselzucken stehen lassen wie einen Menschen, der aus Lappland oder . . . aus Paris kommt!

Ah Paris! Unser Künstler brauchte nur zu wollen und er wäre da! Das einzige Theater, das in der Großstadt künstlerisch geleitet wird — wir haben es das Château d'Eau getauft — hat ihm die glänzendsten Anträge gemacht, doch man hat sich nicht verständigen können. Florimond wollte sechs Monate Urlaub im Jahr, um nach seinem lieben Carcassonne zurückkehren zu können. Der Direktor des Chateau d'Eau hat vorgezogen, ihm 12 zu geben. Ein glücklicher Ausweg, glücklicher, als man auf den ersten Blick glaubt. Es ist besser im Theater von Carcassonne der erste zu sein, als in jedem andern, selbst im Chateau d'Eau-Theater der zweite.

Es giebt Schauspieler und Schauspieler. Ich kenne große erste Helden und Liebhaber, sogar Tragöden, die außerhalb der Bühne vor einem Scherze nicht zurückweichen und sogar einen faulen Witz mit Vorliebe machen. Zu diesen gehört Florimond nicht, und die Würde, die er in seinem öffentlichen und künstlerischen Leben zeigt, bewahrt er auch in der Häuslichkeit. Seine Sprache ist vornehm und feierlich. Selbst in seiner Art und Weise, sich am Mittagstische niederzusetzen, die Gabel in die Hand zu nehmen und sein Brod zu zerschneiden, verräth sich der „erste Held und Liebhaber.“ Mögen andere sich vergessen; Florimond vergißt nie, daß er Florimond ist. Seine Kleidung ist stets tadellos; und in dem kleinen Garten, den er wie Cincinatus und Karl V. in St. Just bebaut, hat Madame Florimond, wie sie erklärt, ihn selbst in den heißesten Sommertagen niemals in Hemdsärmeln arbeiten sehen.

Ich habe soeben Madame Florimond genannt, und es fällt mir ein, daß ich sie dem geneigten Leser noch nicht vorgestellt habe. Sie ist eine frühere Soubrette, die sich seit langer Zeit vom Theater zurückgezogen hat; denn was soll eine ältliche Soubrette anfangen, wenn sie nicht den Muth oder die Mittel hat, komische Alten zu spielen? Marinette — so ist der Vorname der Dame — hat unsern Freund vor 35 Jahren geheirathet und seit dem Tage, da eine aufrichtige Leidenschaft sie in die Arme ihres Gatten geworfen hat, hat sie nie aufgehört, ihm eine Verehrung zu weihen, die der der Einwohner von Carcassonne ähnlich ist. Sie trinkt seine Worte und selten fehlt sie, wenn er auftritt.

Glücklicher Florimond! alle Einwohner einer Stadt zu Bewunderern zu haben, das ist noch nichts; doch darunter seine Frau, seine eigene Frau zu zählen, das ist eine ungewöhnliche Ehre! Nach 35 Jahren ehelichen Lebens für die Gefährtin seiner Jugend seinen Glanz und seinen Ruhm bewahren, das ist eine Errungenschaft, deren sich nur wenige rühmen können.

Der Steuereinnehmer, der ein Gelehrter ist — er hat bei einem Buchhändler, der nebenbei ein Schreibwaarengeschäft besitzt, ein Bändchen Gedichte, unter dem Titel „Amicis“ herausgegeben — macht sich oft den Scherz, die alten Komödianten Philemon und Baucis zu nennen und einige rührende Stellen des Ovid auf sie anzuwenden.

„Gebe der Himmel,“ versetzt Florimond dann, „daß Ihr Vergleich bis zu Ende zutreffend ist!“

Er will damit auf jene Wohlthat Jupiters anspielen, der den beiden Gatten in der letzten Stunde erlaubte, zusammen zu entschlafen. Der Steuereinnehmer läßt ihn ruhig sprechen; er hat seine Frau vor 10 Jahren begraben und scheint es durchaus nicht so eilig zu haben, sich mit ihr zu vereinigen. Er denkt für sich, daß der Schauspieler es gewöhnt ist, die großen Gefühle wiederzugeben, sich in schönen Gedanken wiegt und an klangvollen Worten berauscht. Der Mann täuscht sich. Man empfindet manchmal das ganz einfach, was man mit Pathos ausdrückt; und Florimond ist ein naiver Geist, ebenso aufrichtig in seiner Zärtlichkeit als Gatte wie in seinem Stolz als Künstler.

II.

Marinette hatte sich stets einer wunderbaren Gesundheit erfreut und sich gerühmt, daß sie ihre Direktoren nie einen Pfennig durch jene wirklichen oder verstellten Leiden habe verlieren lassen, die die Schauspieler manchmal zur Schau tragen, um sich der Ausübung eines Berufes zu entziehen, der härter ist als man glaubt. Eines Morgens wurde sie von einem Fieber ergriffen, bei dessen Feststellung ihr Arzt sofort bedenklich den Kopf schüttelte. Einige Tage vergingen in Angst, Zweifeln und Sorgen; dann begnügte sich der Arzt nicht mehr mit Kopfschütteln. Er sprach von drohender Gefahr, von möglicher Katastrophe. Am Abend des Tages, da diese grausamen Worte ausgesprochen worden, verfiel die ehemalige Soubrette in Delirium. In ihrem Fieberwahn sprach sie unaufhörlich von ihrem geliebten Florimond; sie sah ihn im vollen Glanz seiner Jugend und im Rausche seiner Erfolge; doch vergeblich saß der Gegenstand ihrer begeisterten Zärtlichkeit neben ihr, sie erkannte ihn nicht mehr. Die Stunde der Vorstellung rückte heran. Florimond mußte fort und Marinette der Pflege der Magd anvertrauen. Darf ein Soldat zögern, wenn die Trommel ertönt?

Man gab „Othello“ doch Florimond bereitete seinem Publikum an jenem Abend eine große Enttäuschung und die, die von der Krankheit seiner Frau nichts wußten, sagten sich: „Was hat denn Florimond?“ Florimond war verwirrt, zerstreut; doch für den Schauspieler, der genöthigt ist, selbst wenn er es nicht vermag, durch unbekannte Gefilde der Phantasie zu schweifen, ist die Zerstreutheit und Verwirrung oft ein Peitschenhieb, der das Denken auffrischt und anspornt.

Als indessen die Szene des Mordes kam, als er von dem Lichte zu sprechen hatte, das ein Hauch auslöscht und das keine menschliche Macht wieder zu entzünden vermag, als er Desdemona bewegungslos vor sich liegen sah, da fühlte er, wie eine tödtliche Kälte ihn durchfuhr und ihm den Körper erstarrte, da sagte er sich, daß seine theure Gattin gestorben war.

Ich glaube nicht an Ahnungen; doch wenn eine Furcht uns beständig quält, so wird alles, was wir sehen, alles was wir hören, unwillkürlich mit dieser Furcht zusammenhängen und das vorhergesehene Unglück erscheint in unserer Phantasie wohl an zwanzigmal, bevor es Gestalt und Wirklichkeit angenommen hat. Das nennen wir dann Ahnungen. Was Florimond anbetrifft, so hatte er stets an gewisse Zeichen geglaubt; man wäre sonst kein erster Held und Liebhaber und da der Ehrgeiz uns selbst bei den aufrichtigsten Gefühlen nicht verläßt, so mußte er es ganz natürlich finden, daß der Himmel sich die Mühe nahm, ihn davon in Kenntniß zu setzen, daß die Hälfte seines Ichs ihn verlassen hatte.

Die Thatsachen sollten ihn für dies Mal wenigstens nicht Lügen strafen; Marinette war wirklich während der Vorstellung gestorben. Als man Florimond diese traurige Nachricht mittheilen wollte, erwiderte er in tragischem Tone: „Ich wußte es!“ Dann schob er alle zur Seite, die die schmerzliche Krisis aufzuhalten suchten und ihn für den Augenblick den Weg versperrten und eilte zu der theuren Gefährtin, die fern von ihm ihr mit dem seinem so innig verknüpftes Leben beendet hatte; schnell schloß er den kalten Körper der Genossin seines Ruhmes, der Bewundererin seiner Triumphe in die Arme und erleichterte seinen wahren Schmerz mit wahren Thränen.

III.

Der Tod Marinettes war ein harter Schlag für Florimond. Trotzdem machte es zuerst nicht den Eindruck. Eine ganze Stadt hielt ihre Augen auf ihn gerichtet; man mußte also ein freundliches Gesicht machen. Wenn er durch die Straßen ging, so geschah das noch immer mit der erhabenen Miene, die die Bewunderung von Carcassonne erregte. Eine gewisse Schwermuth, die ihm nicht übel stand, lag auf seinem Antlitz; doch er trug sie mit majestätischer Würde, die einige für Kälte hielten. Wenn

man ihm von der Todten sprach, so erhob Florimond statt jeder Antwort mit tiefem Seufzer die Augen gen Himmel, und lenkte schnell die Unterhaltung auf ein anderes Gebiet, denn er fühlte, wie ihm die Thränen in die Augen traten. Ach, welche Erleichterung hätte ihm eine Thräne bereitet! Doch Carcassonne sah auf ihn!

Der Schmerz gleicht dem Fuchs, den das spartanische Kind unter seinem Kleide versteckt hielt; je mehr man ihn verbirgt, desto heftiger beißt er.

Seit dem Tode Marinettes war übrigens in dem schönen Talent Florimonds eine Spaltung eingetreten, und dieser Umstand versetzte die Verständigen unter seinen Verehrern in Bestürzung. Es war ein unsicheres Tappen nach Effekten, eine Schwäche im Gedächtnisse, ein Nichts und doch genug, um ein wohlwollendes Publikum zu ängstigen und zu quälen. Die Leute aus Carcassonne wagten nicht, sich zu sagen: „Es geht abwärts mit Florimond", aber sie fühlten es und litten darunter ebenso sehr wie er selbst.

Um diese Zeit zeigte der Direktor des Theaters von Carcassonne eine außerordentliche Vorstellung an. Künstler aus Paris hielten sich vorübergehend in der Stadt auf, und da die Einwohner trotz seiner Gedächtnißschwäche noch immer unbedingtes Zutrauen zu Florimond hatten, so war es ihnen ein Vergnügen, ihren Lieblingskünstler sich mit diesen eingebildeten Gästen aus der Hauptstadt messen zu sehen, die wie Cäsar nur zu kommen glaubten, um zu siegen.

Das Unglück wollte, daß am Morgen des für die Vorstellung angesetzten Tages ein Bruder Marinette's nach Carcassonne kam, der, so lange sie lebte, nie an sie gedacht hatte und sich ihrer Verwandschaft erst wieder erinnerte, als er erfuhr, daß eine Erbschaft vorhanden war. Dieser Bruder war ein Gerichtsvollzieher aus der Provinz, der stets glatt rasirt und mit weißer Kravatte ging und in Herzensangelegenheiten äußerst blasirt war; er wahr physisch und moralisch ausgetrocknet und dünn und mager an Körper wie an Geist. Dieser Mensch, der durch's Leben ging, indem er alles, was ihn störte, mit den Ellenbogen von sich stieß, war, ohne sie zu begreifen, in die schmerzlichen Gefühle des alten Schauspielers eingebrochen und hatte denselben gleichsam aus einem Traume erweckt. Als Florimond Marinette verlor, hatte er sich eingeredet, er würde wie in einem Museum von Erinnerungen inmitten all' der Dinge, die von ihr stammten, weiter leben, doch der Mann des Gesetzes faßte die Sache nicht so auf, er wollte seinen Antheil an der Erbschaft haben.

Das Resultat dieses ebenso unerwarteten, wie peinlichen Besuches war, daß der Wittwer sich fast alle Gegenstände einen nach dem andern rauben ließ, alle jene kostbaren Reliquien der Todten, alle jene geliebten Zeugen eines langen und schönen gemeinsamen Lebens. Er protestirte nicht einmal. Wozu hätte er das auch thun sollen? Das Gesetz sprach. Den Gerichtsvollzieher zu rühren, daran war nicht zu denken, und so ertrug er stolz, würdevoll, aber unter Schmerzen diesen kaltherzigen, grausamen Raub, der ihm den Eindruck einer Amputation machte.

Der Tag war vorüber, und Florimond kam ziemlich erschöpft ins Theater. Trotzdem faßte er sich, es gelang ihm, seine Schwäche abzuschütteln und als er die Szene betrat, schien er wieder in der Vollkraft seines Könnens zu stehen.

Es war eine schöne Vorstellung. Ganz Carcassonne war anwesend, die Herren im Frack, die Damen in Ballkleidern. Man sah in den Logen, von ihrer Familie umgeben, den Präfekten, den Generaleinnehmer, den Direktor des Zollamtes, die Gerichtspräsidenten, kurz alle Civil- und Militärbehörden. Das Erscheinen der Präfektin hatte Aufsehen erregt; ihr Kleid von blassem Blau mit Blumenguirlanden war der Gegenstand der lebhaftesten Unterhaltung, und man hatte gesehen, wie die Lokalreporter mit hastigem Bleistift sich Notizen machten, zum Troste der Carcassonnerinnen, die nicht ins Theater gehen können und zur Erbauung des ganzen Departement der Aude.

Als Florimond dieses schöne Haus bemerkte, wurde er von sanften Gefühlen beschlichen. Für ihn, weniger für die Pariser, hatten sich alle diese edlen Blüthen des Kranzes von Carcassonne zu einer so glänzenden und feierlichen Versammlung vereinigt, er wußte es und war davon tief gerührt. Doch in seine Rührung mischte sich auch eine tiefe Traurigkeit. Warum war Marinette nicht da, um seinen Triumph zu theilen? Er suchte sie an ihrem gewöhnlichen Platz und fand sie nicht. Und nun dachte er an all die theuren Reliquien, deren man ihn an demselben Tage beraubt. Sein bereits mattes Gedächtniß wurde von einer eigenthümlichen Schwäche ergriffen. Er verwechselte die Antworten, versprach sich, hielt inne und störte seine Mitspieler aufs schrecklichste, deren Verwirrung die seine nur noch vermehrte. Er stand Märtyrerqualen aus, der Schweiß rann ihm von der Stirn, und seine Freunde im Theater litten nicht geringere Qualen, als er selbst. So ging der erste Akt ohne auffallende Störung vorüber, und die Zuschauer bewiesen ein so ausgesprochenes Wohlwollen, daß sie die Gedächtnißschwäche ihres theuren Künstlers nicht bemerken wollten. Man rief Florimond sogar heraus, denn man war so daran gewöhnt, daß ihn nicht herausrufen einem wirklichen Durchfall gleichgekommen wäre; doch der arme Künstler machte beim Heraustreten eine verzweifelte Bewegung; er deutete damit an, daß er sich über das Gefühl des Wohlwollens, sagen wir des Mitleids, das diesen Hervorruf diktirt hatte, keinerlei Illusionen machte.

Der Abend hatte schlecht begonnen. Im zweiten Akt versuchte er, die Scharte auszuwetzen. Vielleicht wäre es ihm auch wirklich gelungen, da bemerkte er plötzlich in einem Winkel des Theaters seinen Henker, den kleinen Gerichtsvollzieher, der mit einem boshaften und höhnischen Lächeln auf den Lippen, zwei scharfen Schwertern ähnliche Augen, auf ihn richtete. Von diesem Moment an sah er nichts anderes mehr. Vergeblich versuchte er die Blicke abzuwenden, eine Art Zauber führte seine Augen stets auf dieses verhaßte Gesicht zurück. Es war gleichsam ein böser Traum. Jetzt war kein Ausweg mehr denkbar. Das Fiasko war vollständig. Der Augenblick war gekommen, in welchem er eine lange Tirade aussprechen sollte, die für die Kenner des Theaters klassisch geworden war und der Florimond seine schönsten Triumphe verdankte.

Kaum hatte er einige Worte gestammelt, als er stecken blieb. Er sah nichts mehr, er hörte nichts mehr, weder das Publikum, das ihn ermuthigte, noch den Souffleur, der sich bemühte, ihm den verlorenen Faden wieder zuzureichen. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn und blieb wie geistesabwesend auf demselben Fleck stehen. Das war für alle ein Augenblick höchster Angst. Das Schweigen war entsetzlich.

Plötzlich ließ sich inmitten der tiefen Stille ein Pfiff vernehmen, ein scharfer, schneidender, brutaler Pfiff. Wer hatte ihn ausgestoßen? Der Gerichtsvollzieher? Nein, dieser korrekte Mann — er war wohl mit einer weißen Kravatte zur Welt gekommen — saß noch immer da und heftete seine beiden kleinen boshaften Augen auf die Szene; doch er verhielt sich ruhig und unbeweglich wie die Statue des Hohnes. Das konnte nur ein Handlungsreisender gethan haben, der sich nach Carcassonne verirrt hatte und die dem alten Künstler schuldigen Rücksichten nicht kannte. Was kümmerte übrigens die Ursache? Die Wirkung mußte man sehen. Zuerst trat ein entsetztes Schweigen ein, dann erhob sich der ganze Saal in einer einzigen Bewegung und protestirte heftig. Doch es war zu spät. Als die Blicke, nachdem sie den Urheber des Pfiffes gesucht, sich auf die Bühne richteten, sah man, daß Florimond bewegungslos an der Erde lag. Bei dieser blutigen Schmach, die ihn mitten in die Brust getroffen, war er zuerst blaß, dann blutigroth geworden und leblos zu Boden gesunken.

Eine schreckliche Verwirrung entstand. Von allen Seiten eilte man auf die Bühne. Die Aerzte, die im Theater waren, bemühten sich um den Schauspieler. Man ließ ihm zur Ader und that alles, was man bei solchen Unfällen zu thun pflegt, doch der Schlag saß und das Uebel war unheilbar. Der arme Florimond konnte kaum einige Worte sprechen. Trotzdem vernahm man mehrere Male den Namen Marinette und selbst im letzten Augenblick deutete er mit äußerster Anstrengung auf die Bretter, auf denen er seinen Geist aushauchte und sprach mit ziemlich klarer Stimme die Worte: „Wie Molière!"

Ein Lächeln huschte über seine Lippen und er sank todt zurück. Selbst in diesem schrecklichen Augenblick hatte Florimond, der erste Held und Liebhaber, einen Trost darin gefunden, daß er wie sein Vorbild Molière auf dem Schlachtfelde starb.

Verantwortlicher Redakteur: Oskar Elsner in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.